

ZWISCHEN KREATIVITÄT UND ABERGLAUBE

Schaurige Drachen, blitzende Schwerter, siedendes Pech, endlose Gänge von Eis, Figuren mit dem Kopf unterm Arm, Särge im Meer, erleuchtetes Wild in lichtdurchfluteten Wäldern, magische Türme, Erscheinungen und Misshandlungen, lustvolles Quälen und widerständiger Heldenmut, wilde Tiere, geheimnisvolle Vögel, hünenhafte Figuren mit übermenschlichen Kräften, Hundsgesichtige, Schwefeldämpfe und Feuererscheinungen, schöne Frauen und gehässige Folterknechte. Nicht zuletzt Heldinnen und Helden, die das alles glorreich überstehen.

Was aufs Erste klingt wie das Drehbuch eines zeitgenössischen Fantasy-Films, sind Szenen spätmittelalterlicher Heiligenlegenden; wobei jene der Vierzehn Nothelfer in besonderer Weise herausragen. Wollte man heutigen Menschen solche Heiligengeschichten erzählen, es käme vermutlich nicht gut an: altmodisch, rückständig, typisch Mittelalter! Wer glaubt denn noch so einen Blödsinn! Derartiger Unsinn scheint aufgeklärten Menschen nicht mehr zumutbar zu sein.

Klickt man sich aber durch die einschlägigen Fernsehkanäle der Fantasy-Welt von „Herr der Ringe“ bis „Game of Thrones“, taucht alles wieder auf. Da wimmelt es nur so von tapferen Figuren, Drachen und phantasievollen Geschichten, heldenhaften Märtyrern und unverwundbaren Erlösern. Und nicht nur dort: Auch James Bond übersteht in Serie jede noch so grausame Tortur ähnlich den frühchristlichen Märtyrerlegenden. Die Drehbuchautoren der modernen Filmindustrie scheinen wie in Endlosschleifen aus den alten Sagen und Legenden zu schöpfen. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne!“ (Koh 1,9)

FRÜHER WIE HEUTE: GEMEINSAMKEITEN

Fantasy-Geschichten sind immer auch verbunden mit einem Stück Horror und Nervenkitzel. So hat man vermutlich schon am steinzeitlichen Lagerfeuer begonnen, Geschichten zu erzählen, die immer spannender ausgeschmückt und mit unheimlichem Kitzel versehen wurden. Dieses Spiel von Reiz und Entspannung, von Angsterregung und Beruhigung hat an sich etwas Lustvolles. Auch das Erzählen und Zuhören als solches bildet eine menschliche Konstante, die Gemeinschaft schafft und Kohärenz, sinnstiftende Zusammenhänge; das Erzählen ist nicht nur für Kinder attraktiv. Ebenso wurden die Märtyrerlegenden rund um die Vierzehn Nothelfer im Mittelalter immer phantasievoller ausgeschmückt mit fraglos sich ständig erhöhendem Gruselfaktor. Das erzählerische Spiel mit dem Nervenkitzel war mit Sicherheit dabei, heute wie damals.

Befragt man Fantasy-Fans, so schwärmen sie von der Flucht in phantasievolle Gegenwelten, eine Flucht aus dem manchmal sehr einförmigen bis zwanghaften Alltag. Es macht Spaß, neue Welten zu kreieren, neue Figuren in ihrem noch ungewohnten Verhalten zu beobachten; auch wenn sie meistens bald wieder stereotyp werden. Phantasiewelten schaffen Entspannung, Ausgleich, Fluchten und Erholung, zumal von Anfang an klar ist, dass die Braven siegen und die Geschichte gut ausgeht – bei aller Spannung, die dazwischen produziert wird, und bei allen sympathischen Helden, die märtyrerhaft auf dem Weg dorthin sterben müssen. So entsteht in den Geschichten eine Art verlässlicher Zuversicht, wie sie der reale Alltag nicht immer garantiert. Auch an diesem Aspekt hat sich vermutlich nicht viel geändert.

Eine weitere Konstante ist zweifellos das Bedürfnis nach Helden. Als Hermann Maier, der „Herminator“, bei den Olympischen Winterspielen 1998 in Nagano nach seinem Horrorsturz drei Tage später eine Goldmedaille holte, stand er kurz vor seiner säkularen Heiligsprechung – nahe am Rang der Unsterblichkeit wie die antiken Halbgötter. Die Verehrung von Helden ist ungebrochen, wenn nicht durch die omnipräsente mediale Welt noch stärker denn je. Die Heldenverehrung von der Antike bis heute ist ein komplexes Phänomen. Einmal geht es um ein Stück Vorbildwirkung und Orientierung; auch wenn vermutlich niemand „Herminators“ Flug über die Piste imitieren möch-

te. Vielleicht machen Helden aber auch Mut, Eigenes zu überstehen oder etwas zu wagen. Als zumindest kleiner „Herminator“ könnte man sich ja schon einmal trauen. Für andere wieder mag es nur eine Flucht sein. Der Traum vom Helden wird dann zum Ersatz für das eigene Handeln. Das Fan-Sein, die persönliche Verehrung von Helden, kann auch eine Kompensation für mangelndes Selbstbewusstsein sein. Je großartiger die Person ist, die ich verehere, umso mehr steigt damit das eigene Gefühl der Grandiosität. Die Helden des Sports und des Kinos haben inzwischen die früheren Helden des Glaubens abgelöst. Das Bedürfnis nach Helden war aber sicher auch früher gegeben.

AUF DER SUCHE NACH UNTERSCHIEDEN

Wenn es schon nichts Neues unter der Sonne gibt, gibt es dann keinen Unterschied zwischen den spätmittelalterlichen Heiligenlegenden und modernen Fantasy-Spektakeln? Der Nervenkitzel war früher sicher mit im Spiel, wie auch der Gefallen an phantastischen Gegenwelten und dem Bedürfnis, charismatische Figuren hochzustilisieren und zu verehren. Auch einige magische Züge sind nicht auszuschließen. Sosehr die christlichen Missionare des frühen Mittelalters versuchten, frühere Kulte und den heidnischen Aberglauben auszulöschen, faszinierten die biblischen Wundergeschichten und nahmen die Heiligenlegenden zunehmend auch magische Züge an. Der Rationalismus der Kirchenväter und der im Volk gelebte Glaube waren kaum einmal deckungsgleich. Aber auch das ist nichts Neues, vergleicht man heute das rationale Wissen der Medizin mit den vielfältig wuchernden Heilpraktiken der Gegenwart.

In der frühen Neuzeit ging es der Heiligenverehrung erstmals an den Kragen. Für die Humanisten war es nur ein „Meer des Aberglaubens“ und so schreibt Erasmus von Rotterdam über die prominenten Nothelfer: „Nehmt einen Heiligen mit einer unterhaltsamen, poetischen Legende, wie den Georg, den Christophorus, die Barbara – ihr werdet sehen, dass der viel fleißiger verehrt wird als Petrus oder Paulus oder selbst Christus.“¹ In dieselbe Ker-

¹ Zit. nach Angenendt, Heilige und Reliquien, S. 234

be schlug Martin Luther, wenn er kritisiert, dass Christus ausgelöscht und „durch diese Scharen und Haufen von Mittlern und Fürbittern ersetzt“² wird. Der Bildersturm besonders der Zwinglianer und Calvinisten machte vielen Heiligenbildern den Garaus. Die inhaltliche Pointe von Erasmus und Luther bestand zu Recht. Die Heiligenverehrung wucherte im Spätmittelalter nicht selten so, dass der christliche Kern des Glaubens überdeckt wurde. Doch das Kind ließ sich nicht mit dem Bade ausschütten.

Das Konzil von Trient bekräftigte zwar die Verehrung der Heiligen, reduzierte aber den Heiligenkalender, propagierte vorrangig die Marienverehrung im Zuge der Gegenreformation und versuchte die vielen Formen der Frömmigkeit zu regulieren – manchmal mit mehr und manchmal mit weniger Erfolg. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Rom ein Weinberg einstürzte und sich darunter eine große Katakombenöffnung öffnete, wurden unzählige vermeintliche Märtyrergebeine über die Alpen gebracht, vermittelt von Kurienmitgliedern und Schweizergardisten. Manche der Gebeine sollen dem Vernehmen nach sogar nachträglich „getauft“ worden sein, um sie dann als römische Märtyrerreliquien gelten zu lassen. Es ist eine spannende und gleichzeitig kuriose Geschichte um diese sogenannten Katakomben-Heiligen und doch trifft die berechtigte Kritik an den Auswüchsen und Überwucherungen nicht den Kern der Sache.

Die Rationalität der beginnenden Moderne versuchte endgültig die Welt zu entzaubern. Der Kult um die Heiligen und ihre Reliquien wurde zunehmend als dumm und geschmacklos angesehen. „Legende“ und „Mythos“ qualifizierten die aufgeklärten Rationalisten als Ausdruck eines überholten, vorwissenschaftlichen Wissensstandes; mehr hatten sie dafür nicht mehr übrig. Für die neuen Ethnologen waren es „primitive Kulturen“, die einem ebensolchen Stadium der Geschichte der Menschheit entsprechen. Mit einem dieser Ethnologen hat sich der Philosoph Ludwig Wittgenstein eingehend befasst: James G. Frazer hat in seinem vielbändigen Werk „The Golden Bough“ (Der Goldene Zweig, 1890) Unmengen an religionsgeschichtlichem Material gesammelt. Doch für ihn waren diese Menschen nur „Wilde“, die so getan haben, weil sie es nicht besser wussten, weil ihre Weltanschauung auf Defiziten beruhte. Vermutlich kämen auch heutige Zeitgenossen, wenn

² Zit. nach Angenendt, S. 236